

Geraldine Oetken erzählt eine feinfühlig und akribische Geschichte. Ich habe selten eine Spurensuche gelesen, die so behutsam und zugleich so unerschrocken an das Vergessen herangeht. Geraldine erfährt mit Anfang dreissig, dass sie eine Urgrosstante hatte, Frida. Von ihr hat nie jemand etwas gesagt. Man weiss nur, dass diese 1941 in einer Anstalt für Menschen mit Behinderungen gestorben ist. Sie beginnt Krankenakten zu lesen, recherchiert zum Umgang mit psychischen Erkrankungen im Nationalsozialismus, zu dezentraler »Euthanasie« und Hungermorden. Aus dem schlichten Fakt, dass eine Urgrosstante in einer Anstalt gestorben ist, webt Oetken ein dichtes, persönliches und historisch fundiertes Porträt. Sie macht sichtbar, was Akten verschweigen, und gibt einer namenlosen Frau wieder eine Stimme. Besonders eindrücklich ist, wie Geraldine Oetken Archivarbeit, Familienerinnerung und eigene Biografie miteinander verknüpft, ohne Sensationslust, aber mit klarem moralischem Blick. Die Kapitel über die Praxis der dezentralen »Euthanasie« und die systematische Entmenschlichung sind schwer zu lesen, weil sie so konkret und dokumentiert sind, gerade deshalb sind sie notwendig. Dieses Buch ist mehr als eine Familiengeschichte: Es ist ein Appell gegen das Wegsehen, eine Mahnung, wie sich Gewalt in Bürokratie und Schweigen einnistet. Mich hat dieses Buch lang noch beschäftigt.

Geraldine Oetken, Frieda, Fischer Verlage, 29.07.2026, 336 Seiten, Fr. 36.90